

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



EDMONDO DE AMICIS

Liebe und Gymnastik

Roman

*Aus dem Italienischen übersetzt
von Barbara Kleiner*

Nachwort von Manfred Pfister

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

An der Ecke der Via dei Mercanti zog der Sekretär seinen Hut tief vor Ingenieur Ginoni, der ihm mit seinem üblichen «Guten Tag, werter Herr Sekretär» antwortete, dann bog er in die Via San Francesco D'Assisi ein, um nach Hause zu gehen. Es war zwanzig vor neun: Er war sich fast sicher, auf der Treppe der ersehnten Person zu begegnen.

Zehn Meter vor dem Haustor traf er auf dem Trottoir den schnauzbärtigen Gymnastiklehrer Fassi, der in Probeabzügen las. Fassi blieb stehen, zeigte dem Sekretär die Seiten und erklärte, er überfliege gerade die Fahnen eines Artikels über das Reck, verfasst von der Maestra¹ Pedani für die Zeitschrift «Nuovo Agone» – eine Zeitschrift für Gymnastik, bei der er einer der leitenden Redakteure war.

«Es ist richtig, was sie sagt», bemerkte er. «Ich brauche nur hier und da einiges wenige zu verbessern. Ah, das ist wirklich eine Gymnastiklehrerin! Vom Schreiben wollen wir nicht re-

den: Jeder hat so seine Stärken. Und dann ... in der Gymnastik als Wissenschaft kann eine Frau mit ihrem Verstand nichts ausrichten, das weiß man ja. Aber als Ausübende kennt sie nicht ihresgleichen. Mutter Natur hat sie eben dafür geschaffen: Sie hat ihr die vollkommensten Proportionen des Knochenbaus verliehen, die ich je gesehen habe, ein Wunderwerk von einem Brustkorb. Erst gestern habe ich sie beobachtet, wie sie Rumpfdrehungen ausprobierte. Sie hat die Biagsamkeit eines zehnjährigen Mädchens. Und da sollen mir die Herren Ästheten noch einmal sagen, Gymnastik entstelle das schöne Geschlecht! Sie weiß die Hanteln zu handhaben wie ein Mann, und ihre Arme – wenn Sie die nackt sehen könnten! – sind die schönsten unter der Sonne. Ich empfehle mich.» So beendete er abrupt jede Unterhaltung, um es dem berühmten Baumann² gleichzutun, dem großen Gymnasiarchen, wie er ihn nannte; das war sein Idol.

Der Sekretär blieb nachdenklich zurück.

Ohne es zu wissen, quälte ihn dieser schreckliche Maestro Fassi schon eine ganze Weile lang mit all diesen ausführlichen Schilderungen von Kraft und Schönheit der Lehrerin, an die er ohnehin schon viel zu oft denken musste. Nun

steigerten diese beiden Bilder des sich drehenden Rumpfes und der nackten Arme noch die Erregung, mit der er jedes Mal auf die Treppe zusteuerte, wenn er seine Nachbarin dort zu treffen hoffte.

Langsam und behutsam stieg er die ersten Stufen hinauf, das Ohr gespitzt, und als er, auf dem ersten Treppenabsatz angelangt, von oben Schritte vernahm, spürte er, wie ihm das Blut in die Wangen schoss. Das waren die beiden Turnlehrerinnen, Maestra Pedani und Maestra Zibelli, die wie üblich gemeinsam herunterkamen und zur Schule gingen. Er erkannte die Altstimme der Ersteren.

Als sie in der Mitte der Treppe aufeinandertrafen, blieb der Sekretär stehen, zog den Hut, und statt die Pedani anzuschauen, sah er wie immer, übermannt von seiner Schüchternheit, ihre Begleiterin an – die auch diesmal glaubte, der Grund für seine Verwirrung zu sein und ihn mit einem liebevollen Lächeln ermunterte. Und sie führten eins dieser nichtssagenden kleinen Gespräche, wie man sie bei solchen Gelegenheiten eben führt.

«So früh schon auf dem Weg zur Schule?», stotterte er.

«So früh ist es gar nicht mehr», sagte mit sanfter Stimme Maestra Zibelli. «Es ist gleich drei viertel neun.»

«Ich dachte ... halb neun.»

«Unsere Uhren gehen eben genauer als die Ihrigen.»

«Kann sein. Ein Nebel herrscht heute früh!»

«Auf Nebel folgt Sonnenschein.»

«Manchmal ... Hoffen wir es. Und ... auf das Vergnügen, Sie bald wiederzusehen!»

«Auf Wiedersehen.»

«Auf Wiedersehen.»

Am Treppenabsatz wandte der Sekretär sich rasch um und konnte gerade noch einen verstohlenen Blick auf die schöne Schulter und den kräftigen Arm der Pedani werfen, als die Zibelli sich umsah und ihm, von ihrer Freundin unbenutzt, ein Lächeln schenkte.

Da fasste er einen Entschluss. Nein, so ging es nicht weiter; dass er in ihrer Gegenwart wieder einmal eine derart lächerliche Figur gemacht hatte, gab den letzten Anstoß. Er hielt es nicht länger aus, dieses quälende Begehren im Leib, das mit den täglichen Begegnungen noch heftiger wurde, bei denen er sich nicht einmal das Vergnügen gönnte, sie anzusehen.

Es war beschlossene Sache: Er würde den Brief abschicken, den er seit einer Woche auf seinem Schreibtisch liegen hatte, er wollte ein Urteil über Leben oder Tod.

Im zweiten Stock öffnete er energisch die Wohnungstür und steuerte geradewegs auf das Zimmer seines Onkels, Commendatore³ Celzani, des Hausherrn, zu, um ihm die Mieteinnahmen aus seinem anderen Haus in der Via Vanchiglia abzuliefern und gleich darauf noch einmal den Brief zu lesen, der über sein Schicksal entscheiden sollte. Doch kurz bevor er die Tür erreichte, vernahm er aus dem Zimmer zwei Stimmen und blieb stehen; das Auge am Schlüsselloch, erblickte er in Gesellschaft des Hausherrn einen kleinen, fettleibigen Mann mit flächigem Gesicht – so bartlos und faltig wie das eines plötzlich gealterten und aufgedunsenen Knaben – und mit einer kleinen, schief sitzenden schwarzen Perücke, den er schon lange kannte. Es war der Oberschulrat der städtischen Schulen, den sein Weg ins Büro jeden Tag durch die Via San Francesco führte und der gelegentlich heraufkam, um dem Commendatore Guten Tag zu sagen, mit dem er acht Jahre zuvor, als dieser Aushilfsassessor im öffentlichen Schul-

wesen war, enge Freundschaft geschlossen hatte. Dennoch begann der Sekretär, allen gegenüber misstrauisch geworden, seitdem er diese Leidenschaft im Herzen trug, an der Tür zu horchen, weil er argwöhnte, sie könnten über ihn sprechen. Er beruhigte sich etwas, als er hörte, dass der Oberschulrat ganz nach seiner Gewohnheit von den großen und heiklen Problemen seines Amtes sprach, was die Lehrerinnen anbetraf.

«Begreifen Sie», sagte er langsam und unter asthmatischem Keuchen, «sie geben Unterricht in Familien des Adels, sie sind bekannt mit Abgeordneten und Senatoren, einige von ihnen stehen auch in Verbindung zu hohen Beamten des Ministeriums. Da muss man vorsichtig vorgehen. Manchmal werden sie sogar von Seiner Majestät höchstpersönlich protegiert. Da setzt man sich leicht in die Nesseln. Dieses Amt, Sie wissen es selbst, verlangt einen Takt, ein Fingerspitzengefühl... wie es nur wenige besitzen. Es geht darum, einem Lehrkörper – von zweihundertfünfzig bis dreihundert jungen und reiferen Fräulein vorzustehen, verheiratet oder verwitwet, aus allen sozialen Schichten, und dazu einer Schar von Rektorinnen... Es wäre wohl leichter, mit den dreißig Prinzessinnen aus dem

Hause Hohenzollern zurande zu kommen. Denken Sie nur, was für Sorgen sie mir bereiten, mit all ihren Liebschaften, Leiden, Hochzeiten, Hochzeitsreisen, Prüfungen, Geburten, Eifersüchteleien, Streitereien mit Vorgesetzten und Eltern... Glauben Sie mir, manchmal ist es zum Haareraufen.»

Und so redete er weiter, ganz im Allgemeinen. Vollkommen beruhigt zog sich der Sekretär zurück und wartete. Sobald der Direktor gegangen war, trat er beim Onkel ein, der noch immer in seinen Hausmantel gehüllt im Sessel saß, die ernsten blauen Augen unverwandt auf das hohe Deckengewölbe gerichtet, wie in himmlische Betrachtungen versunken, und nachdem der Sekretär ihm Rechenschaft über sein Tun abgelegt hatte, zählte er die Banknoten auf das Tischchen. Der andere nickte zustimmend mit dem schönen weißen Haupt, ohne zu sprechen, wie es seine Art war, und den Blick wieder in die Luft gerichtet, hing er erneut seinen Gedanken nach. Da ging der Sekretär auf Zehenspitzen hinaus, trat in sein Zimmer, nahm aus einer verschlossenen Schatulle einen Brief, zwei Blätter, beidseitig in perfekter Schönschrift beschrieben, las ihn in tiefer

Konzentration noch einmal durch, steckte ihn mit großer Umsicht in einen Umschlag, klebte mit viel Sorgfalt eine Briefmarke darauf, verließ geräuschlos das Haus, und an der Straßenecke angelangt, ließ er, nachdem er, den Brief in der erhobenen Hand, etwas unschlüssig vor dem Briefkasten stehen geblieben war, diesen hingleiten. Dann atmete er ein Mal tief durch. Die Würfel waren gefallen. Jetzt konnte man nur noch auf Gott vertrauen.

Der Sekretär Celzani hatte die dreißig nur um wenig übersritten, doch besaß er das gesetzte Auftreten und die Manieren eines Fünfzigjährigen, eine Erscheinung wie ein Notar in der Komödie oder wie ein Präzeptor im Haushalt eines geistlichen Würdenträgers. Als Kind verwaist, war er von einem Onkel mütterlicherseits, einem Dorfpfarrer, aufgenommen worden, der ihn in der Sakristei großzog und dann ins Seminar steckte, um ihn zum Priester zu machen. Nach dem Tod des Pfarrers, der ihm eine kleine Barschaft hinterließ, hatte ihn sein Onkel Celzani, ein kinderloser Witwer, aus dem Seminar geholt, in seinem Haus untergebracht und zu seinem Sekretär und Gutsver-

walter gemacht: Aufgaben, die er mit wahrhaft vorbildlicher Rechtschaffenheit und ebensolchem Eifer versah. Er ging in die Kirche, pflegte Umgang mit Priestern, und vom Priester waren ihm gewisse Gesten und Attitüden geblieben, wie die, häufig die Hände vor der Brust zu verschränken, die Abneigung gegen Schnauzer und Bart und die Gewohnheit, sich ganz dunkel zu kleiden; bigott war er indes nicht, er rühmte sich vielmehr, liberal und ein Patriot zu sein,⁴ und das war nicht gelogen. Trotzdem nannten ihn sämtliche Mieter im Haus wegen dieser seiner Erscheinung schon seit Jahren spöttisch Don Celzani. Aber auch wenn sie ihn ein klein wenig lächerlich fanden, schätzten sie ihn und mochten ihn, weil er höflich und hilfsbereit war, auf schüchterne Weise respektvoll allen gegenüber und von ausgeglichenem Gemüt; stand ihm doch, selbst wenn seine Geduld auf die härteste Probe gestellt wurde, kein stärkerer Ausruf der Verärgerung zu Gebote als ein «Großer Gott!», das er ausstieß, wobei er die Augen zum Himmel verdrehte, die Arme zu einer Gebärde der Anrufung ausgebreitet. Hingegen gab es eine Seite seines Wesens, die niemand kannte. Hinter dem gesetzten Äußeren eines verkleide-

ten Priesters verbarg sich ein äußerst lebhaftes physisches Temperament, eine starke Sinnlichkeit, die er, gezügelt nicht aus Heuchelei, sondern teils aus Schüchternheit, teils aus einem Gefühl für Anstand, zumeist hinter einer Miene tiefen Nachdenkens versteckte. Sah man ihn auf der Straße, diesen schwarz gekleideten Herrn, etwas gebeugt, das dunkle Haar herabhängend, das Gesicht glatt rasiert, mit zwei so kleinen Äuglein, dass sie nicht mehr zu sehen waren, wenn er lächelte, mit der schmalen langen Nase des Asketen und einem Gang, als lege er es darauf an, sich klein zu machen, den Blick stets niedergeschlagen und zehn Schritte vor sich auf den Boden geheftet, so wäre niemand auf die Idee gekommen, dass seinem Auge keine entblößte Fessel auf dem Trittbrett einer Kutsche entging, keine freizügige Fotografie in einer Auslage, kein turtelndes Paar in einem Haustor und überhaupt nichts, was die Sinne zu erregen in der Lage war. Ein scharfer Beobachter hätte sein Temperament allein an dem großen, beweglichen Mund erkannt, der von zwei hochroten Schlänglein gebildet schien, und an einer gewissen Röte, die ihm bei gewissen Gedanken einen Moment lang Hals und Wangen färbte.

Sicher, der gute Onkel Pfarrer selig hätte ihm nicht auf allen Wegen folgen können, aber sein Betragen war so würdevoll und umsichtig, dass, auch wer seine Gewohnheiten näher kannte, nichts entdecken konnte, was ihn in den Verdacht gebracht hätte, nicht auch in dieser Hinsicht vollkommen der zu sein, der er zu sein schien. Im Übrigen war er eine von diesen Naturen, deren Sinnlichkeit nichts Gemeines hat. Sie geben dem Laster nur deswegen nicht nach, weil sie keine Befriedigung darin finden, weil sie dafür geschaffen sind, Befriedigung allein in dem einen, verbürgten und ehrbaren Besitz zu finden, nicht losgelöst vom Gefühl: Mehr als bloß sinnliche sind dies liebevolle Naturen, die warten und suchen, sich ohne große Mühe zu zügeln wissen, bis sie ein gewisses physisches und moralisches Ideal, das ihnen in ihrem Geist vorschwebt, verkörpert sehen; wobei sie wahrscheinlich schwerer zufriedenzustellen sind als andere, kältere und verderbtere Männer, deren Blick nicht durch Leidenschaft getrübt ist.

Dieses Ideal hatte er nun in der Person der Maestra Pedani gefunden, einer Lombardin, die drei Monate zuvor, Anfang Dezember, mit ih-

rer Kollegin Zibelli eine kleine Wohnung im dritten Stock des Hauses bezogen hatte, gegenüber von Maestro Fassi, der sie dorthin gelockt hatte, um sich ihrer unschätzbaren Mitarbeit am «Nuovo Agone» umso sicherer sein zu können. Diese groß gewachsene, kräftige, siebenundzwanzigjährige Frau, geformt wie eine Statue «mit breiten Schultern und schmaler Taille», die am ganzen Körper Gesundheit und Kraft ausstrahlte und wunderschön gewesen wäre, hätte sie nicht ein unfertiges Näschen gehabt und wären Gesichtsausdruck und Gang nicht etwas zu männlich ausgefallen, hatte gleich bei ihrem ersten Erscheinen auf ihn gewirkt wie die eine, lang ersehnte und erwartete Person. Sie war der Typ Frau, mit dem er in seinen glühenden Träumen als Seminarist geliebäugelt hatte, die Gestalt, die er im Lauf seiner heißblütigen und kasteiungsreichen Jugend vage ersehnt hatte. Als er zum ersten Mal in ihre Wohnung hinaufging, um von ihr die Mietvorauszahlung fürs Trimester entgegenzunehmen, war er nicht imstande, die Geldscheine zu zählen, die sie ihm in einer Reihe auf die Kommode gelegt hatte. Seit jenem Tag war seine Leidenschaft nach und nach immer heftiger entbrannt. Kaum hatte

er an ihrem Verhalten erkannte, dass sie einen starken und ruhigen Charakter besaß, der ihr, jeder Koketterie abhold, fast nicht wahrzunehmen gestattete, welchen Eindruck ihre Person auf andere machte, und der keinerlei Leichtsinn oder Launen erwarten ließ, steuerten seine Gedanken geradewegs und entschlossen auf die Hochzeit zu, als der einzig möglichen Art, zur Befriedigung seiner Wünsche zu gelangen. Trotz seiner Glut sah er allerdings die Schwierigkeiten voraus, die der Onkel berechtigterweise seiner Verheiratung mit einer alleinstehenden Lehrerin ohne Vermögen in den Weg legen würde. Aber in der Hoffnung, dass das Nein nicht kategorisch ausfiele, fühlte er sich zum Teil durch die Tatsache bestärkt, dass der Commendatore einer besonderen Leidenschaft zu frönen schien, der einzigen, von der er bei ihm wusste: einer äußerst aktiven Propagandatätigkeit zugunsten der pädagogischen Gymnastik, die er während seines kurzen Vizeassessorats im Schulwesen in jeder Weise gefördert hatte. Von der Propagandatätigkeit hatte er dann abgelassen, sich jedoch eine lebhafte und bleibende Sympathie für alle Arten der gymnastischen Darbietung bewahrt, sei es an

Schulen, Seminaren, Pensionaten, Akademien oder bei Prüfungen, von denen er keine einzige versäumte, da er als einer der ersten und verdienstvollsten Gründer des Turnvereins von Turin zu allen eingeladen wurde. Ebendiese Sympathie für die Gymnastik hatte ihn veranlasst, den Mietzins für Maestro Fassi, den er vor vielen Jahren im Turnverein kennengelernt hatte, um ein Drittel herabzusetzen und eine ebensolche Vergünstigung der Signorina Pedani zu gewähren, Gymnastiklehrerin an verschiedenen Instituten, bekannt für ihre Tüchtigkeit als Lehrerin und für ihre temperamentvollen Artikel in Fachzeitschriften. Der Sekretär glaubte, dasselbe Gefühl, das ihn bewogen hatte, den Zins für die Mieterin herabzusetzen, werde auch den Widerstand gegen die Braut zum Schwinden bringen. Hier lag also nicht die schlimmste Schwierigkeit. Die schlimmste lag in dem Wagnis, ihr seine Leidenschaft offen zu bekunden; dem hatte sich seine unüberwindliche Schüchternheit seit nunmehr drei Monaten standhaft widersetzt. Deren Ursache war vor allem die große Unterlegenheit in Bezug auf die äußeren Vorzüge der Person, wie er stets feststellen musste, wenn er sich mit ihr verglich.

Den Stundenplan ihres Unterrichts kannte er mittlerweile auswendig, und seit drei Monaten bemühte er sich jeden Tag und sogar mehrmals am Tag, im rechten Augenblick aus dem Haus zu gehen oder dorthin zurückzukehren, um ihr auf der Treppe zu begegnen und ihr sein Herz zu offenbaren. Hunderte Male war er ihr schon begegnet, doch er hatte nichts anderes herausgebracht als die gewöhnlichsten, abgeschmacktesten Phrasen. Und es nützte ihm nichts, dass er sich die Sätze vorher zurechtlegte, hastig zwei Gläschen Caluso⁵ kippte oder aus dem Gefühl der Ehrbarkeit seiner Absichten Mut zu schöpfen suchte: Wenn er sich diesem großen, kräftigen Mädchen gegenüber sah, ob sie nun eine Stufe höher oder tiefer stand als er – immer schien es ihm, als überrage sie ihn wie eine Kolossalstatue. Da fiel sein ganzer erkünstelter Wagemut in sich zusammen, und meist traute er sich dann nicht, den Blick von ihrer schönen Taille oder den herrlichen Schultern zu lösen und bis zum Gesicht zu erheben. Vielleicht hatte er noch gar nicht vermocht, sie seine Leidenschaft auch nur ahnen zu lassen, so ruhig und immer gleichbleibend war die knabenhafte Unbefangenheit, mit der sie ihn begrüßte und

mit ihm sprach. So lebte er, seine Liebe wiederkäuend, dahin. Jeden Tag fügte er der unendlichen Sammlung von Haltungen, Stimmlagen, Gesten, unwillkürlichen Bewegungen der Person, die er im Kopf trug und immer wieder Revue passieren ließ, ein neues erregendes Bild hinzu; jedes betrachtete er für sich und kostete es aus, mit wachsender Wollust und Qual, die ihm keinen Frieden mehr ließen. Schließlich hatte er, da er es nicht mehr aushielt, den Brief geschrieben.

Das Haus war wie geschaffen für die Mächenschaften und die Heimlichkeiten einer Liebesleidenschaft. Es war eines der ältesten Häuser Turins, ein ehemaliges Kloster, hieß es: ohne Dachgeschoss, ohne Balkone zum Hof, mit zwei schlecht beleuchteten Treppenhäusern, an denen nur jeweils sechs Wohnungen lagen, die meisten ziemlich klein, allesamt bewohnt von ruhigen Mietern. Am Treppenaufgang des Hausherrn lebte im ersten Stock Ingenieur Ginoni mit seiner Familie, zu der die Pedani Beziehungen pflegte, da sie Lehrerin einer der beiden Töchter war, die damals die «Scuola Margherita» besuchte. Im selben Stock wohn-

ten zwei wohlhabende ältere Schwestern, ganz Kirche und Beichtstuhl und so züchtig, dass sie ihre Augen nie zum Gesicht eines Mannes erhoben, im Grunde aber herzensgut; sie grüßten die Pedani anfangs höflich und hörten dann auf, sie zu grüßen, nachdem sie auf dem Umweg über Bedienstete erfahren hatten, dass sie einen Kurs für angewandte Anatomie und Physiologie der Gymnastik besuchte, gehalten von Doktor Gamba. Im zweiten Stock, dem Commendatore gegenüber, wohnte ein alter Latein- und Griechischlehrer, ein gewisser Cavaliere⁶ Padalocchi, verwitwet und pensioniert, ein schrecklicher Sprachkrittler, hieß es, aber mit tadellosen Manieren, der manchmal gemeinsam mit der Pedani die Treppe hinaufstieg, um ihr von seinen Beschwerden zu erzählen. Der dritte Stock war ganz geprägt von Schule und Gymnastik, und die beiden Wohnungen dort waren wegen des Lebens, das darin geführt wurde, bestimmt die merkwürdigsten im ganzen Haus: hauptsächlich die der beiden Lehrerinnen, deren große Unterschiede in Temperament und Lebensstil es seltsam erscheinen ließen, dass sie beschlossen hatten, zusammenzuwohnen. Die Zibelli war sechsunddreißig Jahre alt und bis ins

EDMONDO DE AMICIS
Liebe und Gymnastik



Edmondo de Amicis

Liebe und Gymnastik

Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 256 Seiten,
9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-7175-2256-0

Manesse

Erscheinungstermin: März 2013

Hasenherziger Signore trifft selbstbewusste Signorina – charmante Parodie auf Geschlechterrollen

Maria Pedani ist jung, selbstbewusst und hat eine Mission: Mit Gymnastik will sie Italien retten – und am liebsten auch den Rest der Welt. Als ihr der schmalbrüstige Don Celzani sein Herz zu Füßen legt, zeigt sie sich wenig beeindruckt. Ein verklemmter ehemaliger Priesterseminarist ist in ihrem Lebensplan nicht vorgesehen. Doch Don Celzani lässt nichts unversucht. Unter den staunenden Blicken der Turiner Nachbarn versucht er, sich als Mann neu zu erfinden. 1971 von Italo Calvino wiederentdeckt, wurde Edmondo de Amicis' humorvolle Emanzipationsparodie zwei Jahre später mit Senta Berger in der Hauptrolle verfilmt. Nun liegt der Roman erstmals seit hundert Jahren in neuer deutscher Übersetzung vor.